

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 18

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. September 1953

INHALT: New York als Symbol: eine zeitgemässe Betrachtung über den kapitalistischen Individualismus — seine Kraft und seine Gefahr, — den menschlichen Leistungswillen und die Bedeutung des gemeinschaftlichen Werkes.

Zur Entwicklung der Pfadfinder Baden Powells: 1. *Das fünfte Welt-Rovermoot in Kandersteg*: geistige Begegnung und soziale Tat — Der Verband katholischer Pfadfinder und sein Verhältnis zum Weltbund: religiöse Grundhaltung — 2. *Die internationale Pfadfinderkonferenz in Vaduz* und die Gründung einer *Weltgemeinschaft der Altpfadfinder: wachsender Weltbund in Luzern* — 3. Die Päpste zur Pfadfinderbewegung und die *achte internationale Konferenz für katholisches Pfadfindertum in Strassburg*: die aktiven Methoden — Soziale und apostolische Ausrichtung.

Geschichte und Bedeutung der «Sozialen Wochen» in Frankreich: Henri Lorin, Adéodat Boissard, Marius Gonin: drei Laien als Gründer — Wie durch *Vorbereitung* und *Nacharbeit* die Sozialen Wochen fruchtbar werden — Ausrichtung auf das praktische Leben — Vorbild für andere Länder — Verdienste: Schaffung einer *sozialen Literatur* — christlicher Gemeinschaftsgeist aller Schichten — praktische Anregungen.

Amerika-Sowjetrussland-Europa: Ein Versuch, zum Verständnis der Weltlage zu gelangen aus der inneren seelischen Struktur der drei Blöcke: Amerika-Russland-Europa.

Bücher: Ingrim Robert — *Neuaufgaben*: Pascher: Eucharistia — Inwendiges Leben — Nikolaus von Kues: Dialog über den verborgenen Gott — Hans Herrmann: Glanz des Wahren.

New York als Symbol

Es gibt nur wenige Städte auf der Welt, die so manche Seiten unserer gegenwärtigen Zivilisation und ihrer Zukunftsperspektive mit solcher Kraft und Eindringlichkeit zum Ausdruck bringen wie die gigantische Stadt am Rande des jüngsten der Kontinente, wo sich die Verkehrswege eines weiten Landes und des befahrensten aller Ozeane wie in einem Diamanten sammeln.

Am letzten Tage meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten bin ich auf die ragende Zinne des Empire State Building von New York gestiegen. Fast 400 Meter hoch, im Zentrum der Stadt: im Norden das Rockefeller Center mit seinen 15 Gebäuden und dem breiten, stolzen Turmhaus der Radio City, die ihr Nachrichten- und Television-Netz über das ganze riesige Land ausspannt, dahinter der Central Park und unabsehbar das Häusermeer der Bronx, zu beiden Seiten der mächtige Hudson-Fluss und der East River, die dem Meer zustreben, mit Hunderten und Hunderten von Schiffen, die da an unzähligen Peers anlegen und ihre Waren aus aller Welt herbeibringen; im Süden in drei Kilometer Entfernung, über die Chinatown hinweg, die Finanzburgen der Wallstreet; in der Ferne die Freiheitsstatue und das Meer, und rings ein unabsehbares Meer an Häusern, Palästen und Fabriken in Brooklyn, in Queens, in New Jersey, die Arbeits- und Lohnstätten von gegen 15 Millionen Menschen hier an diesem einen Punkt zusammengedrängt — ein atemraubender, überwältigender Anblick. Diese ungeheure Weite und Vielfalt, unbändige Kraft und Lebendigkeit, dampfende, stampfende Schaffensfreude und weltweite sichere Berechnung und Beherrschung — eine Konzentration des Willens und der Kraft unserer Zivilisation von unerhörter Eindringlichkeit.

Drei Stunden lang bin ich oben gestanden, von einer Ecke zur andern und immer wieder zurück gewandert, habe hinunter und hinaus geschaut, um wieder zur Besinnung zu kom-

men. Zuerst ist man erschreckt und überwältigt. Allmählich gewöhnt sich der Blick an diese Dimensionen. Gliederungen und Konturen zeichnen sich ab. Das Gewirre beginnt sich zu ordnen, und es stellt sich die Frage nach Sinn und Wert.

Was hat dies alles zu bedeuten?

Ist es ein babylonischer Turm oder ein Bild der Zukunft? Ist es der Ausdruck einer ins Materielle versunkenen Zivilisation oder der naturgemässe Ausdruck der Beherrschung der Welt? Ist es sinnlose Masslosigkeit, die sich selber aus der Gewalt verloren hat und eines Tages totläuft, oder ist es der gesammelte Ausdruck einer sich immer mehr einigenden und zusammenrückenden Welt?

Sie ist wohl dies alles zusammen und noch vieles darüber hinaus. Wer könnte sich vermessen, dies alles in eine einzige Formel zusammenfassen zu wollen. Aber einige Überlegungen drängen sich auf.

Diese Stadt ist von Natur dazu bestimmt, einer der Mittelpunkte der Welt zu sein. So wie einst Rom der Mittelpunkt des Mittelmeeres, Paris des Kontinentes, London eines weltweiten Empires war.

Die Stadt hatte vor kaum 300 Jahren (1664), als sie ihren heutigen Namen erhielt, 4500 Einwohner. Fast alle Nationen der Welt haben zu ihrer Entwicklung beigetragen. 1524 war der Platz von Giovanni de Verazzano, einem Italiener, der in französischen Diensten stand, entdeckt worden; 1525 die Upper Bay von einem Portugiesen, Estevan Gornez, der in spanischem Auftrag ausgefahren war. 1609 entdeckte der englische Kapitän Henry Hudson den Fluss, der nach ihm seinen Namen erhielt; Hudson fuhr für die holländische Ostindische Compagnie. 1624 kamen die ersten Einwanderer aus Holland, die selber Belgier waren und dem heutigen Manhattan den

ersten Namen «Neu-Belgien» verliehen. 1626 landeten mit zwei Schiffen holländische Kolonisten und kauften von den Indianern die Insel Manhattan um einige Trödlerwaren, für die sagenhafte Summe von 24 Dollars, und taufen die Insel New Amsterdam. Noch heute tragen manche Stadtteile holländischen Charakter und Namen, wie Haarlem und Brooklyn. Gegen die Indianereinfälle wurden 1644 die ersten Wälle und Befestigungsanlagen gebaut, von denen die berühmte Wallstreet ihren Namen hat. 1664 kam der englische Kommandant Nicolles im Auftrag und Namen des Herzogs von York (des nachmaligen Königs Jakob II.), der schliesslich der Stadt den heutigen Namen gab. 1673 besetzte wiederum eine holländische Expedition vorübergehend den begehrten Platz; 1689 ein deutscher Kaufmann mit Namen Jakob Leisler, der dann freilich sein kühnes Unternehmen mit dem Tod am Galgen büssen musste. Im Unabhängigkeitskrieg zwischen den Kolonisten und dem englischen Mutterland bedeutete die Stadt den Siegespreis, wechselte mehrmals und immer wieder die Hand, bis sie schliesslich 1783 endgültig in General Washingtons Hand blieb und zur ersten Hauptstadt des neuen Landes erhoben wurde. 1789 legte George Washington an der Ecke zwischen Wallstreet und Nassanstreet den Eid als erster Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika ab.

Die Stadt zählte damals keine 50 000 Einwohner.

Heute zählt sie mit ihrem Umkreis an die 15 Millionen, das heisst so viel wie Brüssel, Paris, Madrid, Rom, Zürich, Wien, München, Frankfurt, Köln, Hamburg und einige kleinere Städte zusammengenommen.

Was ist nun diese Stadt?

Zunächst einmal das gewaltige Symbol der wirtschaftlichen Kraft dieses ungläublichen Landes. Es ist die erste ganz grosse Stadt, die nicht eine Residenzstadt ist und keinem König oder Kaiser ihre Bedeutung verdankt. Rom und Babylon, das Paris des Sonnenkönigs und das Berlin Friedrichs des Grossen, das Madrid Philipps des Zweiten und das Wien der Habsburger, Petersburg und Moskau waren Residenzen von mächtigen Herrschern und sind wesentlich als solche gross geworden. London bildet wohl schon einen Übergang zwischen Residenz und Handelsmetropole. New York allein kennt keine königliche Residenz. Es verdankt allein der Wirtschaftskraft dieses Landes und seiner Strahlung in die ganze Welt die Stellung und Macht, die es innehat. Das sieht man ihm noch heute an, indem es keine, oder nur wechselnde Mittelpunkte besitzt. Da ist kein Königsschloss und kein Kaiserpalast, da ist auch keine Kathedrale, um die sich die Stadt gebaut hätte, sondern da ragen die Banken, die Kaufhäuser, die Verwaltungsgebäude; hier sind die Residenzen dieser Stadt. Eine durch und durch demokratische Stadt, wenn man so will.

Sie ist vor allem auch ein Symbol der Kraft des kapitalistischen Individualismus: Das sieht man vor allem in ihrer schachbrettartigen Anlage mit dieser merkwürdigen Mischung höchster Rationalität und tollster Unordnung. Es besteht absolut kein gemeinsamer einheitlicher Plan, sondern nur – ähnlich wie im Kolonialland weiter westlich – abgesteckte Felder zwischen schnurgeraden Strassen: In diesen Grenzen hat sich zwar das Individuum zu halten, in dem abgesteckten Feld aber kann es machen was ihm beliebt. So entfaltet sich hier eine ungeheure Kraft der Freiheit und des Wettbewerbes. Ein Gebäude grösser, kühner, eigenwilliger als das andere.

Die Stadt ist eine Sammlung solcher individueller Gross-taten. Aber sie hat kein Gesamtbild, keine Gesamtaufgabe. So wohlgeordnet die Strassen sind, so wirr ist das Durcheinander innerhalb der abgesteckten Felder. Und da man vergass, die Höhe ebenfalls abzutheilen, so bildet die Silhouette ein völlig unorganisches, wildes, in gewisser Hinsicht ödes Bild gewaltiger Steinhaufen.

So ist der Kapitalismus, sofern er einfach sich selber über-

lassen bleibt: gewaltige Entfaltung im Einzelnen – und es wäre nicht gerecht, diese Leistungen nicht anzuerkennen – aber im Ganzen doch ein chaotisches Bild. Er hat, wie es in Quadragesimo Anno heisst, aus sich selbst nicht genügend ordnende und dem Gesamtwohl dienende Kräfte, während er, in richtige Bahnen gelenkt, ungeheure Kräfte zu entfalten vermag.

Eine moderne Stadt wie New York ist über die zeitbedingte Form hinaus ein mächtiges, hinreissendes Symbol geballter menschlicher Leistungskraft und Leistungswillens überhaupt. Der städtische Mensch lebt hier in der von ihm selbst erbauten Welt, nicht mehr in der Welt und Schöpfung Gottes. Damit steht sie an der Schwelle eines neuen Zeitalters überhaupt, in dem der Mensch eine bisher nicht gekannte Gewalt über die Kräfte der Natur gewonnen hat, sie in seinen Dienst nimmt, sie nicht mehr nur anwendet, sondern umgestaltet. Damit sind natürlich besonders am Anfang viele Einseitigkeiten, Verzerrungen, bizarre «Künstlichkeiten», Hohlheiten und Übersteigerungen gegeben. Aber auch ein neues Kraftgefühl und Sendungsbewusstsein, das es nur allmählich einzufangen, geistig zu verarbeiten und zu bilden gilt. Dass dabei die Versuchung zu Dämonisierung und babylonischen Gefühlen nicht gering ist und besonderer Bemühungen bedarf, bis sie unter Kontrolle gebracht werden kann, versteht sich von selbst. Die ganze Problematik um die Atomkraft und Atomkontrolle hat hier einer weitem Welt und nicht zuletzt den Amerikanern selber die Augen geöffnet.

Wer die Menschheit und die Kräfte des Guten etwas optimistischer sieht, der mag gerade bei einem solchen Blick über eine Weltstadt wie New York ahnen – so verwirrend das Bild heute aussehen und so sehr diese Stadt zunächst den Einzelnen bedrücken und erdrücken mag –, was in Zukunft einmal möglich sein könnte, wenn dereinst jemand daran geht, diese Kraft geordnet einzusetzen! Er mag auch ahnen, welche Riesenaufgaben einem christlichen Glauben gestellt sind, der nicht bloss das Alte zu bewahren, sondern das Neue zu bändigen und zu durchformen unternimmt.

Von hier aus ist wohl auch Antwort zu suchen auf die eingangs gestellte Frage, ob eine solche Stadt nicht Übermut und satanischer Hochmut, ein babylonischer Turm von dämonischen Ausmassen sei? Ob es nicht besser wäre, sie aufzulösen oder wenigstens in Zukunft solche Ansammlungen zu vermeiden und zu verhindern?

Oder kann es sinnvoll sein, die menschlichen Kräfte in einer solchen Stadt zusammenzufassen?

Hier scheiden sich nun offenbar die Geister. Die einen werden sagen: Eine solche Zusammenfassung braucht es gar nicht. Sie ist sogar sehr gefährlich und zerstörerisch. Warum die Kraft zusammenfassen? Warum sie nicht frei als einzelne wirken lassen? Müssen wir uns vom Kult des Kolossalen blenden lassen? Geht nicht die richtige, einzig menschliche Auffassung dahin, dass die Menschen zwar zusammen leben und darum eine gemeinsame Ordnung haben müssen, dass es aber schliesslich darauf ankommt, dass der Einzelne richtig leben und sich entfalten kann? Alle Ordnung also, die dahin zielt, die Menschen «zusammenzufassen», statt ihnen eine gemeinsame Ordnung zu geben, in der sie friedlich und fruchtbar nebeneinander leben und einzeln ihr Heil wirken können, wäre als dämonisch abzulehnen.

Dieser Auffassung, die gerade in katholischen Kreisen weit verbreitet ist, steht eine andere Auffassung gegenüber. Die Menschen sind nicht nur berufen, friedlich nebeneinander zu leben, sondern auch dazu, ihre Kräfte zusammenzutun, um Werke zu verwirklichen, die die Kräfte des einzelnen übersteigen. Die Menschheit, ja jeder einzelne wird niemals darauf verzichten, Bauten, Länder, Wissenschaften, Künste zu schaffen, die schlechthin nicht mehr auf das Wohl des einzelnen abzielen, sondern die Verwirklichung überindividueller Leistungen zum Ziele haben.

Diese Werke brauchen an sich dem Wohl des einzelnen nicht entgegengesetzt zu sein: Sie können und sollen ihm im Gegenteil das Bewusstsein der Teilhabe am Grösseren, Überindividuellen, schliesslich Göttlichen erwecken, nähren und voll entfalten. Die herrlichen Dome des Mittelalters, in denen eine Stadt oder eine Kultur sich aussprach, waren nicht Werke von Individuen, sondern Gemeinschaftswerke, zum Preise des Allerhöchsten, ein Stolz der Stadt, eine Ehre und Freude der Christenheit. In ihnen fühlte sich mit Recht der einzelne über sich selbst hinausgetragen in eine höhere Wirklichkeit hinein, die ihn das Göttliche ahnen liess.

Die Menschheit kann und wird niemals darauf verzichten, solche Werke zu verwirklichen. Wohl mag es eine Zeit des sich austobenden Individualismus geben - aber dann kommt ein Führer, ein König, ein Prophet oder ein Priester, der die Massen und ihre Kräfte zusammenfasst zu irgend einem gros-

sen Werk - zu einem dämonischen oder zu einem göttlichen. Ob es eine Pyramide oder eine Basilika, ein Schloss von Versailles oder eine Kathedrale von Chartres, ein Raubzug oder ein Kreuzzug, ein Sklavenreich oder eine Völkergemeinschaft sei, kommt auf den Geist an, in dem gebaut wird. Aber auf das Bauen selbst kann die Menschheit niemals verzichten.

Es liegt an den Christen, dem Bauen einen edlen Sinn zu geben. Gewiss mag es leichter sein, in kleinen Verhältnissen die Demut zu bewahren. Mensch und Menschheit aber können sich des Auftrages nicht entschlagen, die Kinderschuhe (auch wenn sie noch so weich und niedlich sein mögen) auszuziehen, heranzuwachsen und fortzuschreiten. Und auch die Christenheit kann sich der Verantwortung nicht entziehen, erwachsene Männer und nicht nur unmündige Kinder zu bilden und zu begeistern. Sie muss auch mit der Stadt, der Weltstadt fertig werden.

J. David

Zur Entwicklung der Pfadfinder Baden Powells

(Der folgende Artikel bietet eine gediegene Übersicht und tiefgreifende Analyse der verschiedenen internationalen Pfadfindertagungen dieses Sommers, von denen die Zeitungen meist nur einige Äusserlichkeiten berichteten. Er zeigt auch aus intimer Sachkenntnis die Stellung der Katholiken innerhalb dieser Bewegung aus internationaler Sicht. Es versteht sich von selbst, dass damit weder ein abwertendes Urteil über andere Jugendorganisationen verbunden ist, noch auch die besonderen Verhältnisse in den einzelnen Ländern, auf die man immer Rücksicht nehmen müssen wird, bereits erschöpfend dargestellt sind. D. R.)

Im eben zu Ende gehenden Sommer haben in Zentraleuropa drei internationale Treffen der Pfadfinderbewegung stattgefunden, die nicht nur, wie die berühmten «Jamborees», ein schönes Spiel darstellten, sondern den Anspruch ernsthafter Begegnung zu gemeinsamer Arbeit erhoben.

Welt-Rovermoot 1953: Geistige Begegnung und soziale Tat

In der breiten Öffentlichkeit wurde vor allem das V. Welt-rovermoot in Kandersteg (Berner Oberland) bekannt, also das Treffen der obersten Stufe der Pfadfinderbewegung, die sich, den jugendlichen Entwicklungsstufen anpassend, von den «Wölflingen» im Kindesalter über die «Pfadler» im Bubenalter zu den sogenannten Rovern (frz. Routiers, deutsch Rittern) im Jungmänneralter aufbaut. Es ist begreiflich, dass sich die Mehrzahl der Presseberichte in einer äusseren Schilderung des Zeltlagers und der grösseren Anlässe erschöpfte, aus der man keinen namhaften Unterschied zwischen «Jamboree» und «Rovermoot» herauslesen konnte. Und doch war schon der äussere Eindruck sehr verschieden und gab Zeugnis von Akzentverlagerungen, die zur Eigenständigkeit der dritten und letzten Stufe von Baden-Powells Erziehungsweg gehören. Wer daher mit den Masstäben eines Jamborees an das Rovermoot herantrat und möglichst viel sehen wollte, wurde zweifellos enttäuscht. Im diesjährigen Rovermoot trat alles «Technische», das in seiner bunten Vielgestaltigkeit vor zwei Jahren die Besucher im Salzkammergut entzückte, in den zweiten und dritten Rang. Man sah keine zwei- und dreistöckigen Gruppenwigwams, keine Türme und selbstgebaute Brücken, sondern lediglich Ansammlungen kleiner und kleinster Zelte, in denen die 5000 Teilnehmer aus 27 Staaten den Kampf mit dem nassen Element aufnahmen. Sie waren in Hundertschaften zusammengefasst, die jeweils zehn «Rotten» à zehn Mann und dementsprechend zehn Nationalitäten umfassten. So wurde wirkliche menschliche Begegnung möglich, und zwar nicht nur im Sinn kameradschaftlicher Erlebnisse, wie sie die gemeinsamen Ausflüge bieten mochten, sondern auch in ernsthaftem Gedankenaustausch, der schon wäh-

rend der vorausgehenden Monate innerhalb der verschiedenen Landesverbände vorbereitet wurde. Als Themen für die Arbeitskreise und sogenannten «Roverkonferenzen» waren festgelegt worden: 1. Der Weg des Rovers in der Pfadfinderbewegung; 2. Rover und Familie; 3. Rover und Bürgerpflichten; 4. Der Rover als Träger des Pfadfindertums; 5. Der Rover und die Welt von heute; 6. Internationale Verständigung und Frieden. Über die Ausbeute dieser Aussprachen liegt im Augenblick noch keine Dokumentation vor, obwohl einige Resolutionen zu den gestellten Themen gefasst wurden. So z. B. über den Eintritt der Jugend ins politische Leben. Es besteht immer wieder die Gefahr, in der Pfadfinderei nur jugendliche Kameradschaft und im Pfadfindergesetz lediglich eine Richtschnur für das private Leben zu sehen. Die Roverkonferenz beschloss, es sei den Rovern darüber hinaus als dringende Pflicht ans Herz zu legen, die pfadfinderischen Grundsätze von Toleranz und «Fair play» in die Politik zu tragen.

Solch geistige Arbeit an einem Rovermoot stellte ein Novum dar und angesichts der Tatsache, dass dieses Novum einen Drittel des Programms ausfüllte, darf man füglich mit dem Schweizerischen Bundesfeldmeister Arthur Thalman von einem Wagnis sprechen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass die Anregung dazu vornehmlich aus den romanischen Ländern und katholischen Verbänden kam, die sich mit Vehemenz dafür einsetzten, dass das Moot keine bloss oder vornehmlich touristische Angelegenheit würde, wie ein früheres Treffen in Norwegen, zu dem die Rover der Scouts de France aus Protest nicht erschienen waren. Von derselben Seite wurde auch der entschiedene Wille bekundet, über das Reden und Debattieren hinaus zu einer gemeinsamen Tat, einem Sozialen Dienst zu gelangen. Der Erfolg hat beiden Anregungen Recht gegeben. Drei Viertel aller Teilnehmer nahmen an den Roverkonferenzen teil und das «Produktionssoll» des Sozialdienstes zu Gunsten der Bergbauern (Alpsäuberungen, Erstellung von Wegen usw.) wurde zu über 150 Prozent erfüllt, so dass in zehn Tagen (trotz des schlechten Wetters) eine Leistung vollbracht wurde, für die sonst vielleicht zehn Jahre benötigt worden wären. (Vgl. den Rapport in der eben erschienenen Septemhernummer der Schweizerischen Führerzeitschrift KIM.)

Aus all dem ergibt sich, dass das Rovermoot nicht nur ein grösseres Ferienlager älterer Jungens war, sondern dass bei allem Frohsinn auch ernstzunehmende Arbeit geleistet wurde. Dass den schweizerischen Teilnehmern ob der organisatorisch-technischen Arbeit wenig Zeit zum Genuss geistiger Güter übrig blieb, wird niemand verwundern, der sich über die

grossen Anforderungen im klaren ist, die ein solch ausgedehntes Zeltlager an die verantwortliche Leitung stellt. Dennoch ist es interessant, dass ein welscher «Mootarbeiter» in der erwähnten Nummer des KIM eine recht heftige Sprache gegen den Militarismus und die Bürokratie führt, die sich hinter den Kulissen der allgemein als vorbildlich anerkannten Organisation, Sauberkeit und Disziplin verborgen hätten und sich beklagt, dass unter den Schweizern der Geist der Initiative, der persönlichen Verantwortung und Meditation wenig gefördert worden sei.

Mag in dieser freimütigen Kritik (Gott sei Dank ist solche bei uns noch möglich!) das bekannte welsche Ressentiment gegen «deutschschweizerisches Preussentum» mitklingen: erfreulich ist jedenfalls, in diesem Satz so spontan das Wesentliche in aller Roverarbeit ausgedrückt zu sehen, für die der äussere Erfolg kein letztgültiger Gradmesser ist. Vor allem überrascht das Verlangen nach «Meditation». Sie müsste tatsächlich gerade in der Roverstufe zu den beiden anderen Merkmalen der Pfadfindererziehung hinzutreten; der Deutschschweizer hat dafür leider im allgemeinen weniger Sinn als der Romane.

«Friede und Gebet»: religiöse Grundhaltung

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang die Frage nach der weltanschaulich-religiösen Note der Roverbewegung und des diesjährigen Moots zu stellen. Wir dürfen hier auf katholischer Seite gleich zuerst die Deutschschweizer rehabilitieren. Der «Verband Katholischer Pfadfinder» (VKP) war nicht nur für spezielle katholische Veranstaltungen besorgt, er hat aus eigenen Mitteln und mit eigener Fronarbeit auf dem internationalen Lagergelände von Kandersteg eine dauerhafte, originelle Gottesdienststätte in Form einer offenen, zeltähnlichen Kapelle errichtet, die auch architektonisch interessant ist. Diese Leistung verdient deshalb Erwähnung, weil der VKP sonst noch ein sehr lockeres Gebilde ist, keinerlei finanzielle Reserven besitzt und, im Gegensatz zu den meisten andern Ländern, auf geistlicher wie auf Laienseite noch immer lediglich ehrenamtlich geleitet wird. Dass er übrigens zusammen mit dem katholischen Verband der Westschweiz und des Tessins im allgemeinen Schweizerischen Pfadfinderbund einen nicht nur freundschaftlich «tolerierten», sondern auch offiziell anerkannten Einfluss ausübt, darf zumal für die Roverstufe behauptet werden. Gerade der gegenwärtige Bundesfeldmeister hat in seinem Feldzug für die «Roverwache» als weltanschaulicher Entscheidung sich stark auf die konfessionellen Abteilungen und in Sonderheit auf die Erfahrungen und Traditionen der Katholiken gestützt und sie aufgerufen, letztere zum Nutzen des Ganzen zu pflegen und auszubauen. Die diesbezüglichen Besprechungen zwischen Vertretern der konfessionellen Verbände¹ und der Bundesleitung waren von jenem brüderlich-christlichen Geist getragen, wie er Jahr für Jahr in den Schweizerischen Gillwellkursen für höhere Führer in Kandersteg zum Ausdruck kommt.

Dass auch von der Leitung des Weltbundes die Bedeutung religiöser Haltung unterstrichen wird, dürfte aus dem Schlusswort von Colonel J. S. Wilson, Direktor des Internationalen Büros in London, ersichtlich sein, in dem das Rovermoot ausklang:

«In euren Aussprachen sind zwei inhaltsschwere Worte genannt worden: Friede und Gebet. Aufrichtig lade ich jeden von euch ein, der dazu willig ist, jeden Morgen und Abend in seinem Herzen zu sprechen: Gott, schenke uns Deinen Frieden!»

¹ Neben dem VKP auf katholischer Seite hat sich die «Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Pfadfinder» aus den Grundsätzen des CVJM entwickelt. Die Statuten datieren von Ostern 1952.

Dies war nicht nur das Schlusswort am Rovermoot, es war zugleich das Abschiedswort eines alten Kämpfers an die Pfadfinderbewegung der ganzen Welt, der er während 36 Jahren gedient hat. Denn an der anschliessenden *Internationalen Pfadfinderkonferenz in Vaduz* gab der erste Nachfolger des Chief-Scout, Baden-Powell, sein Amt an eine jüngere Kraft ab. Er konnte es im Bewusstsein tun, an der Vollendung einer entscheidenden Aufgabe mitgewirkt zu haben: an der Versöhnung der «Feinde» des 2. Weltkrieges, indem er den Pfadfindern Italiens und Österreichs ihr volles Bürgerrecht im Weltpfadfinderbund zurückgab und schliesslich auch die wiedererstandenen deutschen Bünde in ihn aufnahm. Wenn vor zwei Jahren die lautenschlagenden deutschen Gruppen bei ihrem erstmaligen Auftreten in einem Jamboree den meisten Teilnehmern noch fremd vorkamen: heute gehören sie unbestritten «dazu». Den katholischen Scouts de France gebührt das Verdienst, vor allen andern den Kontakt mit den deutschen Brüdern aufgenommen zu haben; ihre gemeinsame nächtliche Gebetswache mit den katholischen Georgspfadfindern war wohl die ergreifendste Veranstaltung an den beiden letzten internationalen Grosstreffen in Bad Ischl und Kandersteg.

Wenn man heute trotzdem innerhalb der Pfadfinderbewegung noch von Gegensätzen sprechen kann, so kaum zwischen «germanischer» und «romanischer», sondern eher zwischen romanischer und angelsächsischer Art. England ist und bleibt das Ursprungsland des Pfadfindertums und so ist es nicht zu verwundern, dass man dort konservativer eingestellt ist. Frankreich aber hat der Bewegung nicht nur die reichen Formen und Kräfte des Katholizismus zugeführt, sondern ganz allgemein die fortschrittliche Lebendigkeit des Esprit français. Vielleicht ist es bezeichnend, dass die Leitung des Weltbundes nunmehr von einem Engländer auf einen Kanadier übergegangen ist. Major Gen. D. C. Spry wusste denn auch in seiner französisch-englischen Antrittsrede in Vaduz meisterhaft die doppelte Tradition seines Landes zu vereinigen und damit eine spontane Vertrauenskundgebung der 175 Delegierten auszulösen. Diese vertraten nicht weniger als 35 Landesbünde. Ihre Berichte zeigten, dass trotz dem Verlust der Oststaaten die Pfadfinderbewegung auch zahlenmässig noch immer im Aufstieg begriffen ist. Dies gilt nicht nur für USA, wo kürzlich der dreimillionste Pfadfinder registriert wurde und im ganzen schon 20 Millionen Nordamerikaner durch die Schule Baden-Powells gingen: es gilt auch für Europa, Indien u. a.² Wer das Auf und Ab, ja das Kommen und Gehen anderer Jugendorganisationen in Betracht zieht (wie etwa die Wandervogelbewegung in Deutschland), kann am stetigen Wachstum der Pfadfinder seit 45 Jahren und über zwei Weltkriege hinweg nicht achtlos vorbeisehen. Die Bewegung stellt sich heute bereits bis hinauf in die Führerschaft in der zweiten Generation vor und die erste versieht nicht wenige Posten des öffentlichen Lebens. So war Dwight D. Eisenhower aktiver und begeisterter Pfadfinderführer und bei seiner kürzlichen Wahl zum Ehrenpräsidenten der Boys Scouts of America erklärte er: «Ich nehme die mir zuteil gewordene Ehre in aller Bescheidenheit an, weil ich fest davon überzeugt bin, dass ich die Ziele und Grundsätze der Pfadfinderbewegung vorbehaltlos unterstützen kann.» Ähnliche Zeugnisse könnte man von markanten Persönlichkeiten anderer Länder, vor allem von Frankreich, anführen. Es ist deshalb nicht besonders erstaunlich, dass in Vaduz die Gründung einer Weltgemeinschaft der Altpfadfinder beschlossen wurde, die im kommenden Monat Oktober in Luzern Wirklichkeit werden soll. Es steht zu hoffen, dass daraus nicht nur ein Freundschaftsclub von alten Herren wird, sondern eine Gemeinschaft von Vätern, die sich ihrer Verantwortung für

² Über die zahlenmässige Verteilung im Weltbund vgl. Orientierung, Jhg. 1951, Nr. 18, Ex urbe et orbe.

das Milieu und allgemeine Klima des öffentlichen Lebens bewusst sind, in dem unsere Jugend aufwächst, und das leider noch immer allzuoft sich als stärker im Schlechten erweist, als die Erziehungsbemühungen von Familie und Jugendbewegung im Guten.

Katholische Kirche und Pfadfindertum

Dass die Katholische Kirche an der Bedeutung des Pfadfindertums nicht vorbeisieht, geht unzweideutig hervor aus der ununterbrochenen Kette von päpstlichen Verlautbarungen von Benedikt XV. bis Pius XII., die nunmehr in einem italienisch-französisch-englischen Sammelband erhältlich sind und in absehbarer Zeit auch deutsch herauskommen sollen.³ Für heute sei vor allem auf das Vorwort von Unterstaatssekretär Msgr. Montini hingewiesen, der den Pfadfindern dartut, sie müssten dem Heiligen Vater dankbar sein, dass er ihre herrliche Methode «kanonisiert» habe. Sie sei «nicht nur ein Spiel, sondern eine Lebensschule, eine Erziehungskunst, eine Hinführung von der äusseren Welt zur inneren Welt des sittlichen und geistigen Lebens, eine kluge und frohe Führung auf dem weiten Feld des Lebens und des Guten.»

Es ist zu hoffen, dass die Veröffentlichung dieser von allem kurialen Stil befreiten Aussprachen, in denen sich der Papst «voll einfacher und väterlicher Leutseligkeit mit den jungen Leuten unterhält und die so ganz durchdrungen sind von ihrem wunderbaren Spiel» auch die letzten Bedenken, die noch da und dort den Pfadfindern gegenüber vorhanden sind, beseitigen werden. Auch der neueste Aufstieg des Pfadfindertums in Deutschland weist trotz manchen Misstrauens, dem er anfänglich begegnete, eine sehr erfreuliche Entwicklung auf: die katholische deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (D. P. S. G.) wurde von Anfang an kirchlich organisiert und ordnete sich dem Pfarrprinzip ein. Von allen katholischen Verbänden in Deutschland stellen heute die Pfadfinder auf der Rover-(Ritter-)Stufe die grösste katholische Jungmannschaft dar und sie weisen eine erstaunliche Zahl von Priesterberufen auf. Von 1949 bis 1952 ergriffen 60% aller Maturanden aus der D.P.S.G. einen geistlichen Beruf!

Die Päpste haben für ihre Zustimmung nicht solche Erfolge abgewartet. «Die Kirche», sagt Msgr. Montini, «hat das pfadfinderische Erziehungssystem angenommen und angepasst; sein nichtkatholischer Ursprung hat ihr nicht verhüllt, was an natürlichem Gesunden und moralisch Lebenskräftigem in ihm enthalten ist und als Grundlage für den Aufbau des Übernatürlichen dienen kann.» Das erste päpstliche Dokument datiert denn auch bereits vom 15. Juni 1916. Es erschöpft sich nicht in schönen Worten. Benedikt XV. entspricht darin vielmehr der Bitte des Zentralkommissärs der katholischen Pfadfinder Italiens und gewährt der A.S.C.I. im Jesuitenpater Gianfranceschi einen eigenen und in Erziehungsfragen ausgewiesenen Geistlichen mit dem Titel eines Vizezentral-Kommissärs. Es ist zu bedauern, dass das Beispiel des Papstes nicht überall Nachahmung gefunden hat, insofern es bis heute Gegenden gibt, wo die Bitten der Pfadfinder um einen Geistlichen nur wenig Gehör finden.

«Aktive Methoden» in der religiösen Erziehung

Diese Tatsache beschäftigte auch die 8. Internationale Konferenz für Katholisches Pfadfindertum, die Ende Mai in Strassburg stattfand. Gleich im Eingangsreferat gab Msgr. Lallier, Bischof von Nancy, selber ehemaliger Pfadfinderführer, der Überzeugung Ausdruck, dass heute nicht nur die Kirche und der Priester eine Chance und Aufgabe innerhalb der Pfadfinderbewegung sehen muss, sondern dass umgekehrt das Pfadfinder-

tum mit seiner Methode auch eine Sendung innerhalb der Kirche hat. Der Bischof meinte damit die Einführung der sogenannten «aktiven Methoden» in die religiöse Unterweisung, die vom lebensfernen Schulhausgeruch befreit werden müsse. Dies soll nach seiner Ansicht freilich nicht heissen, der Religionsunterricht in seiner regulären, schulischen Form solle durch die religiöse Ausbildung bei den Pfadfindern ersetzt werden. Es kann wie z. B. gegenwärtig in Italien durch die Umstände geboten sein, dass eine Pfadfinderabteilung die religiöse Unterweisung in vollem Umfang auf sich nimmt; der Normalfall ist dies aber nicht. Baden-Powell selber war viel zu bescheiden, als dass er einen «Ersatz» für Familie, Kirche oder Schule hätte bieten wollen. Er wollte nur durch seine Charakterschule mithelfen, dass sie besser und sicherer ihr Ziel erreichten. Deshalb soll zunächst, so sagt der Bischof, im Rahmen des Pfaderbetriebs bei der religiösen Unterweisung die schulmässige Art jener aktiven Form Platz machen, die der ganzen übrigen Methode angepasst ist. Hier im Pfadfinderleben, ja schon in der «Struktur einer Pfadfinderabteilung» findet der Priester «das providentielle Milieu und den ausserordentlich günstigen Rahmen» für die Vermittlung der religiösen Wahrheit.

Dieser Rahmen besteht einerseits in der «freien Natur», d. h. in der «Natur, die befreit ist vom Materialismus und Egoismus menschlicher Einrichtungen, die allzuoft die Werke Gottes verhüllen», andererseits in der Gemeinschaft von «Gruppe» (Fähnlein, Sippe) und «Stamm» oder «Trupp», die den Massen des Buben angepasst ist und in der er sofort versteht, dass er «Glieder eines Ganzen ist, das viel mehr wert ist, als er selber». Christus selbst hat diesen doppelten Rahmen verwendet, als er «das kleine Fähnlein» der zwölf bildete, um seine Apostel als Träger des Evangeliums zu formen und ihnen in eben diesem Rahmen das Geheimnis der Kirche zu enthüllen: «Wie könnte also ein seiner Sendung bewusster Priester auf solche Anknüpfungspunkte für die christliche Botschaft verzichten?»

Aber in diesem Rahmen hat «die Schulpädagogik keinen Platz». Die Form des Katechismus, in der Schule notwendig, ist hier völlig unpassend. Der Priester muss sich vom Bücherwissen befreien und zur aktiven Methode übergehen. Darunter ist weder äussere Betriebsamkeit (z. B. lauter «religiöse» Handfertigkeiten) noch jener Naturalismus zu verstehen, vor dem die Erziehungsenzyklika Pius XI. warnt. Gemeint ist die aktive Methode Christi selber, wie sie im Evangelium z. B. in der Fusswaschung oder bei der Unterweisung gegen den Ehrgeiz (das in die Mitte gestellte Kind) oder schliesslich bei der Weckung des spontanen Verlangens «Herr, lehre uns beten!» geschildert ist. Diese «Methode» verlangt allerdings vollendete priesterliche Menschen und kann nur von «ausgewählten und ausgebildeten Pfadfindergeistlichen» erfolgreich gehandhabt werden. Leider gibt es immer noch allzu viele «Kuraten» oder «Präsides», die entweder die Bedeutung des «Rahmens» verkennen und vergessen, dass das gesamte Pfadfinderleben für die Erziehung der christlichen Persönlichkeit von Bedeutung ist, oder aber solche, die in diesem Rahmen aufgehen, sich an die Stelle des Führers setzen und die eigentliche priesterliche Aufgabe vernachlässigen. Wer aber als Geistlicher durch die Pfadfinderschulung hindurchgegangen ist (seit einigen Jahren gibt es in mehreren Ländern eigene Kuratenlager, so vor allem in Engelberg den jährlichen internationalen Fortbildungskurs für Pfadfindergeistliche), der dürfte befähigt sein, «die Pfadfindermethode auch sonst, d. h. im regulären Religionsunterricht mutatis mutandis anzuwenden, d. h. sich seine Vertrautheit mit den Spielen und Erlebnissen der Buben zunutze zu machen, sie «im Lehren zugleich zu erziehen» und ihnen «etwas anderes zu bieten als nur ein wohlüberlegtes, wissenschaftliches Exposé der Glaubenswahrheiten», das auch nach einer Erklärung des regierenden Papstes «für sich allein nicht genügen» kann (Pius XII., 28. Jan. 1947).

³ «Documenti pontifici sullo scoutismo». A cura dell'A.S.C.I. Esplosatori d'Italia, Roma 1952.

Die Pfadfindermethode in der religiösen Erziehung besteht also darin, die natürlichen Anknüpfungspunkte für die übernatürlichen Heilstatsachen zu finden, so dass der junge Mensch davon nicht nur ein angeklebtes Wissen besitzt, sondern sie mit seinem eigenen Tun und Erleben in Beziehung sehen kann. Diese Anknüpfungspunkte finden sich stündlich im Gruppen- und Lagerleben. Msgr. Montini geht noch weiter:

«Auch die besonderen Ansprüche des ‚Pfaderstils‘, der Kleidung und der verschiedenen Regeln und Gesetze, an welche die Methode so stark gebunden ist, gerade dieses Eigene wird der Scharfblick des katholischen Erziehers nicht etwa als Hindernis, sondern als Mittel und Sprache erkennen, um in die Seele des Buben einzudringen, weil sich in dieser Eigenart die Suggestivkraft der Pfadfindermethode verbirgt, deren der junge Mensch bedarf, um auf den Erzieher zu horchen, sich selbst kennen zu lernen, mit der äusseren Welt in Berührung zu kommen und zu einer Bejahung der moralischen Verantwortung und schliesslich zu Gott zu gelangen.»

Die «Documenti Pontifici sullo scoutismo», die Ansprachen an die Pfadfinder Italiens, Frankreichs, Hollands usw., sind selber Beispiele solchen Anknüpfungsvermögens, setzt sich doch der Hl. Vater nach den Worten seines Unterstaatssekretärs «mitten unter die Buben, erklärt ihnen die Schönheit ihres Bundes und ist somit selber derjenige, der ihnen die wunderbaren und verborgenen Grundlagen der Erziehungsweise erklärt, auf die sie als ihre Anhänger und Jünger so stolz sind».

Forderungen der Gegenwart

Andererseits weiss auch der Papst, dass jeder menschlichen Bewegung Grenzen und Gefahren anhaften. In seiner dem Band der «Documenti» vorangestellten Ansprache an die letztjährige Internationale Katholische Konferenz in Rom stellt er den führenden Männern der Pfadfinderei das Zeugnis aus, inmitten aller Erfolge – er nennt darunter vor allem die geistlichen Berufe – «ihre Methoden immer wieder überprüft, etwaige Abirrungen vom ursprünglichen Ideal korrigiert und sich die Grundlagen der Bewegung stets neu ins Gedächtnis gerufen» zu haben. Die möglichen Abirrungen und entsprechenden Korrekturen werden dann mosaikhafte angedeutet, um schliesslich in die Hauptforderung zu münden:

«Diese Erziehung muss schon von jungen Jahren an mittels der Euch spezifischen konkreten Methoden der Beobachtung und Reflexion auf die Realitäten des sozialen Lebens und auf die Erfordernisse der Gegenwart hingeordnet werden. Die Buben müssen lernen, in der

modernen Gesellschaft ihr Leben zu gestalten; müssen zu diesem Zwecke in kluger Weise über die Struktur, die Vorzüge und Mängel unserer heutigen Gesellschaftsordnung unterrichtet werden. Im besonderen müssen sie sich vorbereiten, in ihrem Milieu, in ihrer Pfarrgemeinschaft jenen Teil von Verantwortung zu tragen, dessen sie fähig sind. Kurz gesagt, die Charakterbildung, die das oberste Ziel des pfaderischen Erziehungswerkes ist, muss eine ausgesprochen soziale und apostolische Ausrichtung erhalten.»

Diese wenigen Sätze umfassen ein grosses und durchgreifendes Programm, das möglicherweise nicht nur von den Köpfen der Führer, sondern auch von dem von ihnen geleiteten Betrieb eine tiefgreifende Entwicklungs-, um nicht zu sagen Wandlungsfähigkeit verlangt. Es ist aber nicht zu übersehen, dass der Papst immer wieder von Vorbereitung spricht, womit ein schrittweises und nicht sprunghaftes Vorgehen gemeint ist. Wer z. B. meint, ein Bub müsse in einem einzigen Sprung die Pfarrei als Gemeinschaft und in ihr die Kirche als solche erleben, der übersieht die notwendigen Stufen und drängt höchstens zu erzwungenen, unechten «Erlebnissen». Dasselbe könnte man vom liturgischen Gottesdienst sagen. Ein Wort des deutschen Bundesfeldmeisters in Strassburg über die liturgische Bewegung war in dieser Hinsicht sehr instruktiv: «Unser Volk im ganzen ist liturgischer, aber nicht religiöser geworden!» Nicht die hundertprozentig organisierte und auch nicht die besterklärte Grossfeier bringt den jungen Menschen zur persönlichen Teilnahme am Mysterium der Messe, sondern vielmehr jene schlichten Formen des gemeinschaftlichen Opfers, bei denen er selber eine verantwortliche Rolle hat, mag er seine Aufgabe vielleicht auch nur mit sechzigprozentiger Gestaltungskraft erfüllen. Das gleiche wäre vom Apostolat zu sagen. Nicht auf die Menge äusserer Aktionen kommt es an. Der Papst betont ausdrücklich:

«Das erste Apostolat des Pfadfinders lautet für ihn: Sei innerhalb Deiner Einheit beispielgebend. Indem sich die Pfader persönlich und in der Gemeinschaft gegenseitig erziehen, stehen sie bereits im Dienste der Kirche und schaffen sich das Werkzeug für ihre spätere Apostolatsarbeit als Erwachsene.»

So gilt es also, stets das grosse Ziel des «breiten Lebens» im Auge zu behalten, aber immer auch den Blick auf die je und je mögliche, nächstliegende Wegstrecke zu richten. Die Aussenstehenden vergessen oft das zweite, die «drinnen Stehenden» leicht das erste. Im diesjährigen Rovermoot von Kandersteg aber darf man ohne Übertreibung einen tapferen Schritt vorwärts auf das Ziel hin sehen, das in der päpstlichen Forderung enthalten ist.

L. Kaufmann.

Geschichte und Bedeutung der «Sozialen Wochen» in Frankreich

Die «Conclusions» der Semaine Sociale de France, die dieses Jahr in Pau, 40 km westlich von Lourdes tagte, haben wir in unserer letzten Nummer gebracht. Da diese Semaine einen Höhepunkt an Besuchern aufwies – es sollen rund 1500 Hörerkarten ausgegeben worden sein –, dürfte es angebracht sein, über die Geschichte, Eigenart und Bedeutung der Sozialen Wochen Frankreichs zu berichten, zumal sich daraus auch Anregungen für uns ergeben können.

Die «Université itinérante», wie man sie gerne nennt, ist längst zum Begriff und Vorbild geworden. Mit zäher Regelmässigkeit trafen sich die «sozialen Katholiken» seit 1904 Jahr für Jahr. Hätten nicht die beiden Weltkriege diese Tradition jedesmal um 5 Jahre unterbrochen, wäre die Woche von Pau bereits die fünfzigste in der glorreichen Reihe geworden.

Erste Anregungen

Das Arbeiterrundschreiben Leo XIII. vom Jahre 1891 hatte den sozial orientierten Katholiken neuen Mut und neue Mit-

arbeiter verschafft. Die Aufgeschlossenheit für das Soziale war erfreulich gewachsen. Ein Jahrzehnt später stellten aber viele, wenigstens für Frankreich, ein gewisses Erschlaffen fest. Allmählich schien die «Rerum novarum» einem Vergessen zu verfallen. Diese Tatsache wurde 1901 von einer Gruppe katholischer Publizisten mit nicht wenig Besorgnis vermerkt. Überdies musste man vielfach in der sozialen Aktion der Katholiken die eindeutige und einheitliche Linie schmerzlich vermissen. Diesen Mängeln sollte durch die «Union d'Etudes des Catholiques Sociaux» abgeholfen werden, eine Vereinigung, deren Vorsitz Henri Lorin¹, einem Freunde von Albert de Mun und La Tour du Pin, übertragen wurde.

¹ Lorin (1857-1914) entstammte einer alten Familie der Pariser «Haute Bourgeoisie». Ausser seinen Vorlesungen an den Sozialen Wochen und einer Unmenge von Zeitschriftenartikeln hat er keine Schriften hinterlassen. Sein Wirken ging vor allem im persönlichen Kontakt von Mensch zu Mensch vor sich. Sein Haus war in dieser Hinsicht ein geschätzter Treffpunkt.

Drei Laien als Gründer

Seit 1892 hatte der «Volksverein für das katholische Deutschland» alljährlich sozial-praktische Kurse veranstaltet, die von Stadt zu Stadt wanderten und gewöhnlich bis zu zwei Monate dauerten. Von diesen Wanderkursen hört ein junger Franzose, Adéodat Boissard². Die Idee begeistert ihn. Mit der Gruppe Lorin zusammen will er einen Versuch in Frankreich wagen. Ein reich befrachtetes Studienprogramm für einen Kurs von 14 Tagen wird ausgearbeitet. Im September 1902 soll die «Première session de l'Ecole pratique des sciences sociales» gestartet werden. Da, im letzten Augenblick, scheitert der Plan an materiellen Schwierigkeiten. Man vertröstet sich auf später.

Die Idee war nun aber hinausgeworfen und sollte neuen Impuls erhalten durch eine Gruppe von Leuten, die sich um die Zeitschrift «La Chronique du Sud-Est» in Lyon zusammengeschlossen hatten. Die Seele dieses Kreises ist wieder ein Laie, Marius Gonin³, ein schlichter, edler Mensch, der sich selbst von unten heraufgearbeitet hat. Gonin ist überzeugt, dass sich der Plan Boissards in Lyon verwirklichen liesse. Alles wird gründlich vorbereitet, und so kommt es 1904 zur ersten «Semaine Sociale de France», einem grossen Erfolg, der zur Weiterführung des Werkes ermuntert, der auch die lobende Anerkennung des grossen Seelsorgers in Rom, Pius X., findet. Seither haben die Päpste dieser Wanderuniversität stets ein grosses Wohlwollen bewahrt, obwohl es an Angriffen aus dem eigenen katholischen Lager nicht gefehlt hat.

Leitung und Aufbau

Oberstes Organ der Institution der Sozialen Wochen Frankreichs ist die «Commission Générale», die 1952 aus einem Büro von 14 Mitgliedern und 50 weiteren Mitgliedern bestand. In dieser «Commission» sitzen zu einem schönen Teil die Dozenten der Sozialen Wochen. Auffällig ist, dass im Büro nur ein Geistlicher, Msgr. Bruno de Solages, sich befindet. Unter den übrigen 50 treffen wir nur 7 Vertreter des Klerus. Laien haben die Semaines Sociales gegründet, Laien tragen und führen sie heute noch massgeblich.

Von wesentlicher Bedeutung für Beständigkeit und Tradition der Sozialen Wochen Frankreichs ist zweifellos das Sekretariat in Lyon, Rue du Plat 16. Von hier aus wird Vorbereitung und Propaganda geleitet. Hier erscheint die Revue «Chronique Sociale». Hier wird der Bücher- und Broschürenvertrieb besorgt.

Die bereits von Henri Lorin geleitete «Union d'Etudes» besteht auch heute noch und sucht in ihren örtlichen Sektionen das Jahr hindurch die Anregungen der «Semaine» zu vertiefen und zu verbreiten.

Und da auch das Finanzielle eine Rolle spielt, hat sich im Laufe der letzten Jahre ein Kreis von Gönnern und Freunden gebildet, welche durch materielle Beiträge dem Unternehmen dienen wollen. So hat der Aussenstehende den Eindruck, das Werk vom Jahre 1904 stehe heute noch frisch und lebenskräftig vor uns und verspreche, weiterhin Gutes zu stiften.

² Boissard war der Sohn eines Staatsanwaltes von Dijon. Nach erfolgreicher Tätigkeit als Professor für Arbeitsrecht in Lille und Paris wurde er Generalsekretär am Internationalen Arbeitsamt. Er starb 1938.

³ Gonin wurde geboren 1873 und starb 1937. Mit 14 Jahren verliess er die Schulbänke, um als Angestellter in einem Kaufladen für sich und seine Angehörigen den Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Priesterabsichten musste er um Mutter und Geschwister willen begraben. In seinem ganzen Leben und Tun ist er aber Apostel gewesen. Er hat sich selbst von Stufe zu Stufe heraufgearbeitet und geschult, so dass er auch in der Öffentlichkeit ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Er hat bis an sein Lebensende als Sekretär der «Semaines» gewaltet. Er und Boissard haben während 34 Jahren die ganze Organisation betreut, ein in Gestalt und Temperament ungleiches Zweigespann, das aber gute Arbeit geleistet hat.

Die Themen der Sozialen Wochen

sind selbstverständlich die jeweils im Vordergrund stehenden gesellschaftlichen Probleme gewesen. Die Vorlesungen kreisen Jahr um Jahr um die drei Pole: Familie—Staat—Beruf. Die Drucklegung der Vorlesungen (als «Comptes Rendus» bezeichnet) hält das wertvolle Material auch für später fest und macht es weit über den Kreis der Hörer hinaus bekannt. Tatsächlich bilden die seit den Anfängen erschienenen Berichte eine kleine soziale Bibliothek, die zugleich ein wertvolles Spiegelbild der Strömungen und vordringlichen Probleme der betreffenden Jahre bietet. Dabei wird man immer berücksichtigen, dass es sich bei den Sozialen Wochen Frankreichs nicht in erster Linie um Kongresse von Fachgelehrten, nicht um Erarbeitung neuer Erkenntnisse handelt, sondern um Vermittlung und Auswertung des christlichen Gedankengutes an die Leute der sozialen Praxis und der Seelsorge. Es sind täglich drei Vorlesungen von 60 Minuten, denen keine Aussprache folgt, wohl aber Gelegenheit, sich mit dem betreffenden Dozenten persönlich zu besprechen. Nachmittags ist für gewöhnlich eine Diskussionsgelegenheit geschaffen, wo aber ein eigenes Thema vorliegt.

Die am Ende der Woche bekanntgegebenen Schlussfolgerungen sind keine Thesen, auf die sich alle festlegen würden, sondern in der weniger verpflichtenden Form von «Conclusions» gehalten.

Die «Semaines Sociales» werden auch im Ausland als «die bedeutendste Leistung des französischen Katholizismus auf dem Gebiete der sozialen Tätigkeit» bezeichnet (vgl. K. Hoerber in Lexikon für Theologie u. Kirche, IX. 685). Sie waren deshalb recht bald

Vorbild für andere Länder

Bereits 1906, also zwei Jahre nach Frankreich, haben auch Holland und Belgien eine Soziale Woche. 1907 folgen Italien, Spanien, Polen und wiederum Belgien. In der Schweiz tagte man zum ersten Mal vom 5. bis 9. September 1910 unter dem Namen «Soziale Woche» in Fribourg. Wie Deutschland durch seine Katholikentage anregend wirkte, so Frankreich durch seine sozialen Tagungen. Beide wurden auch in anderen Ländern mehr oder weniger getreu nachgeahmt. Während Frankreich seine jährlichen Veranstaltungen beibehielt, blieb es leider in den meisten Ländern, so auch in der Schweiz, bei mehr sporadischen Anlässen. Und während Frankreich mutig bei einer vollen Woche blieb, beschränkte man sich anderwärts auf zwei bis drei Tage und nannte das trotzdem «Soziale Woche». Auch in Ziel und Methode liessen sich mancherlei Unterschiede aufzeigen.

Verdienste der «Semaines Sociales»

Die Bedeutung dieser sozialen Hochschule hat sich aus dem Gesagten bereits ergeben. Es seien hier die Hauptpunkte nochmals herausgehoben.

Das Hauptverdienst liegt zweifellos in der Tatsache, dass die sozialen Lehren der Kirche hier ein Podium gefunden haben, von dem aus sie Jahr um Jahr ins Volk und alle Schichten des Volkes getragen werden. Zu diesem Zweck gegründet, haben sie ihm immer in vorzüglicher Weise gedient.

Die Sozialen Wochen Frankreichs haben ferner ein wesentliches Verdienst am Entstehen einer mustergültigen sozialen Literatur im französischen Sprachraum. Nicht weniger wertvoll sind sie als Treffpunkt von Vertretern verschiedener gesellschaftlicher Schichten und von führenden Leuten der sozialen Aktion. Durch gemeinsame Opferfeier am Morgen, durch abendliche Anbetungsstunden, durch die ganze Atmosphäre christlicher Gesinnung entsteht eine aufrichtige Brüderlichkeit, die keine sozialen oder nationalen Schranken kennt. Das allein ist schon ein Ergebnis, das über den Rahmen der

blossen Theorie hinausgeht. An den Sozialen Wochen ist aber auch der Entschluss zu manchen praktischen Aktionen gefasst worden. Auch Organisationen erhielten erste Anregung oder erste Förderung auf einer Semaine Sociale.

Es ist entschieden eine Leistung, während Jahrzehnten je-weilen im Juli weit über 1000 Hörer für eine volle Woche in einer oft nicht gar günstig gelegenen Gegend Frankreichs zu ernster Arbeit zusammenzubringen. Die Organisatoren der Sozialen Wochen haben es zustandegebracht. Und es ist auch heute noch Elan und Begeisterung, gepaart mit ernstem Arbeitswillen, vorhanden. Gewiss bringt Frankreich Voraussetzungen mit sich, die nicht überall vorhanden sind. Einen Grundstock von christlichen Laienführern, eine für aktuelle

Probleme aufgeschlossene Zuhörerschaft geistlichen und weltlichen Standes. Sollten aber diese Voraussetzungen nicht auch anderswo zu schaffen sein?

In der Schweiz hat die Leitung des Christlichen Arbeiterbundes das Verdienst, in Verbindung mit der Universität Freiburg, den Gedanken der Sozialen Wochen hochgehalten und von Zeit zu Zeit eine solche Tagung organisiert zu haben. Der Einfluss könnte aber nachhaltiger sein, wenn die Tagungen jährlich stattfinden würden. Das setzte freilich ein eigenes Organisationskomitee voraus, in welchem möglichst weite Kreise vertreten sein sollten. Wichtig wäre überdies ein ständiges Sekretariat, das natürlich keinen hauptamtlichen Betreuer brauchen würde.

Andreas Klein.

Amerika - Sowjetrussland - Europa

Amerika

Ein uns nahestehender, guter, beinahe wissenschaftlicher Beobachter kam kürzlich von einer Studienreise aus Amerika zurück. Er hatte besonders mit offiziellen Kreisen in Washington und New York zu verhandeln. Aus verschiedenen dieser Unterredungen geben wir einige kurze Sätze wieder:

Ein Mitarbeiter der Atomkommission (auf eine schöne Ausgabe von Gedichten verweisend): «Sie zeigen, wie klein und unbedeutend das menschliche Wesen ist. Ich las sie nächtelang, wenn ich nicht schlafen konnte in der Zeit, wo wir alle fürchteten, von den Russen atomisiert zu werden.»

Ein Intellektueller: «Zugegeben, dass T... und andere Verbündete von uns Gauner und Reaktionäre sind, aber sie sind Antikommunisten und das ist alles, was wir von ihnen verlangen und zu was wir sie brauchen.»

Die Frau eines Republikaners: «Wie kommt es, dass wir Amerikaner überall helfen und überall verhasst und unbeliebt sind?» Ihr Mann gibt wütend die Antwort: «Reiche und mächtige Leute sind nie beliebt und die Lage ist viel zu ernst, als dass man sich um solche Kleinigkeiten bekümmern sollte.» Unser Gewährsmann fügt dem hinzu: «Diese Frau, wie noch viele Amerikaner, versuchen zu begreifen und fühlen, dass irgendetwas nicht stimmt. Das Gefühl ‚verletzter Liebe‘ plus halbes Schuldbewusstsein ist auch weitverbreitet.» Und er fährt fort: «Das Leitmotiv aller Unterhaltungen, die ich täglich und nächtlich mit den Leuten hatte, auch mit Schuhputzern und Dienstmädchen, mit Schwarzen oder Weissen, mit hoch und niedrig, war immer der Kommunismus. ‚Und Ihre Kommunisten in Frankreich?‘ – ‚Wir hatten auch viele und sie versuchten die Macht zu ergreifen! Aber wir sind wachsam.‘»

Ergänzen wir diese Stimmen mit einem Satz aus einem Artikel von Adlai Stevenson, dem amerikanischen demokratischen Präsidentschaftskandidaten, der im «Look» nach seiner Weltreise schrieb:

«Paradoxerweise scheint es mir, dass man in unserem prosperierenden und mächtigen Land den Kommunismus viel mehr fürchtet als in Europa. Der Europäer hat vor ihm ziemlich Angst und er ist von dem, was in den Vereinigten Staaten vor sich geht, peinlich erstaunt. Die Burleske der Autodafés kommunistischer Bücher bringt ihn nicht zum Lachen. Das erinnert ihn zu sehr an die Nazis und die Faschisten.»

Unser Beobachter bemerkt noch: «In allen öffentlichen Gebäuden grosse Zeichen «S» (gleich «shelter» oder Unterstand), plus Erklärung, was im Ernstfall zu tun sei. Es ist nutzlos hinzuzufügen, dass in Wahrheit keine Sicherheit besteht und man sich einfach in den Keller begeben würde; aber die Atmosphäre ist geschaffen und wird ständig unterhalten.»

In was sind diese verschiedenen Stimmen, denen wir Dutzende von ähnlichen hinzufügen könnten, interessant? Sie zei-

gen zur Evidenz, wie das amerikanische Volk sehr stark Massensuggestionen unterliegt, die mit massenpsychologischen Mitteln zur Bildung eines auf ein bestimmtes Ziel hingetrichteten Willens erreicht werden. Während des Wahlkampfes um den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten sprach man in Europa oft etwas leichtfertig von dem «Wahlkarneval». Von Europa aus gesehen vielleicht nicht ganz zu unrecht; von Amerika aus gesehen handelte es sich aber auch hier um eine sehr geschickte Handhabung der massenpsychologischen Mittel, die auf beiden Seiten notwendig waren, um das gewünschte Ziel zu erreichen.

Man wird diese Tatsache und die Bedeutung der Massenpsychologie für Amerika umso eher begreifen, wenn man sich daran erinnert, dass dieses Volk vor den beiden Weltkriegen sich auch nicht von ferne seiner Kraft bewusst war und dass erst nach dem ersten Weltkrieg, der eine Konzentration aller Willenskräfte der Nation verlangte, Nordamerika als wirtschaftlicher, finanzieller und politischer Machtfaktor, damit aber auch als Nation ersten Ranges, auf die Weltbühne trat. Der zweite Weltkrieg, der zudem noch unter dem Befehl eines amerikanischen Generals gewonnen wurde, vollendete diese Entwicklung. Amerika wurde «die» Weltmacht!

Je jünger aber eine Nation ist, je mehr sie sich unter dem ehernen Zwang eines Krieges entwickelt, je mehr wird, nach bestandener Gefahr, die Massenpsychologie fast zu einer unausweichlichen Notwendigkeit. Denn so sehr auch in der Weissglut des Krieges der Zustand eines zusammenfassenden nationalen Gefühls erreicht wurde, so sehr gilt es diesen nun zu verfeinern, um so der Nation ihr geistiges Antlitz zu geben, kurz, aus ihr eine «Persönlichkeit» zu machen. Nimmt man noch den sich aus seiner Geschichte naturnotwendig ergebenden Pioniercharakter des amerikanischen Volkes hinzu, einen Charakter, der immer etwas abenteuerliches, hemdärmliches und in einer Hinsicht grenzenloses hat, dann wird man verstehen, dass es oft starker, massenpsychologischer «Dosen» bedarf, um ein solches Volk auf Ziele hinzuleiten, die in den Augen der verantwortlichen Führer eine Notwendigkeit sind.

Gewiss gibt es nun amerikanische Stimmen, die protestieren, dass ein wesentlicher Teil des persönlichen und des nationalen Einkommens für Europa, Japan, Indochina, Persien, Arabien, Ägypten usw. ausgegeben wird. «Was geht uns das alles an?» fragen sie. «Schickt ihnen meinewegen was zu essen oder zu kleiden, aber darüber hinaus? Und warum helfen wir diesen Hungernden und jenen nicht?» Solche Stimmen werden nicht durch irgendeinen Egoismus oder Materialismus laut. In dieser Hinsicht hat unser Gewährsmann durchaus recht, wenn er schreibt: «Erstens ist die Disziplin der Tatsachen und der Zahl nicht mit Materialismus gleichzusetzen und zweitens gilt das Gleiche für die Wahl des Dollars oder des Geldes als «Wert»-messer. Niemand mehr

als der Amerikaner drückt alles in Dollars aus, oder in anderen, messbaren Einheiten: dies oder jenes Monument, selbst das des «Unbekannten Soldaten», hat so und so viel gekostet und so und soviel Stufen usw. Aber Dollar gewinnen ist viel weniger als bei uns «Besitz». Der Mythos des Sparens oder des Anhäufens ist weniger aktiv, wenn er überhaupt vorhanden ist. Das ganze System funktioniert nur, solange jeder alles ausgibt, was er gewinnt und wenn möglich noch mehr. Geld ist nicht Habe und Selbstzweck, sondern Mittel, um damit etwas zu schaffen.» Allen diesen Stimmen wird daher geantwortet: erstens müssen wir aus Nächstenliebe helfen, zweitens, weil es in unserem Interesse liegt, den Kommunismus zurückzudrängen und ihm wenn irgendmöglich den Garaus zu machen, denn er ist unser Todfeind, wie er der Todfeind jeglicher christlichen Zivilisation ist.

Jedwelche Innen- und Aussenpolitik, jedwelche wirtschaftlichen und finanziellen Massnahmen, jedwelche Weltpolitik nimmt von diesen Gedankengängen ihren Ausgang und wird mit massenpsychologischen Mitteln in die Gehirne gehämmert. Gebt und helft also Allen, die keine Kommunisten sind und verhindert alles, was diesen zugute kommen könnte.

An dieser Stelle sei mit aller Schärfe gesagt, dass wir schon als Christen die geistig-grundsätzliche Haltung Amerikas nicht nur nicht kritisieren, sondern sie im geistigen Bereich teilen. Aber bevor wir irgendwelche Schlussfolgerungen ziehen, wird es notwendig sein, auf die andere Seite zu blicken: auf Sowjetrussland.

Sowjetrussland

Sowjetrussland wurde durch den ersten Weltkrieg geboren. Durch den zweiten Weltkrieg wurde es zur Weltmacht Nr. 2. Auch hier standen also die beiden Weltkriege an der Wiege einer neuen Weltmacht. Gewiss: die kommunistische Idee ist ungefähr ein Jahrhundert älter. Sie war schon vor dem «Kommunistischen Manifest» von Karl Marx lebendig. Aber seine «rächende Feder», wie ein französischer Publizist sie nannte, fachte sie zur Glut an. Es dürfte gut sein, daran zu erinnern, dass es sich also um eine westliche und nicht östliche Idee handelt, deren Bazillenträger – Lenin und Trotzky – sorgsam verschlossen nach Russland eingeführt wurden. Der Brest-Litowsker Friede war die Quittung des Empfängers.

Was dann daraus wurde, wissen wir. Nur wird man auf zwei Tatsachen hinweisen müssen: einmal, dass der reine, ideale Gehalt des Kommunismus, als Gemeinschaft gesehen, tief im russischen Erdreich wurzelte (der «Mir» war sein Ausdruck); des andern, dass für das russische Volk die Diktatur seit Jahrhunderten die ihm allein bekannte Regierungsform war. Der marxistisch-leninistische Kommunismus war daher für dieses Volk nicht der Feind, als der er im Westen empfunden wurde. Gewiss: die religiöse Verfolgung und das Schliessen vieler Kirchen, an denen das Volk mit einem mystischen Glauben hing, beunruhigte es sehr. Als dann aber auch die Kirche sich dem Staat und der kommunistischen Diktatur unterwarf und dessen antireligiöser Druck an Schärfe abnahm, trat auch in dieser Hinsicht einige Beruhigung ein. Die dann einsetzende Arbeit der neuen Machthaber wurde mit einer gewissen Neugierde verfolgt.

Diese Machthaber verstanden sich ausgezeichnet auf Massenpsychologie. Sie wurde auf dieses geistig primitive Volk mit einer fast wissenschaftlichen Genauigkeit angewendet. Jeder wirtschaftliche oder soziale Erfolg wurde durch die modernen Propagandamittel in die hintersten Ecken des Reiches getragen: Das Volk bekam Vertrauen in seine neuen Herren, aber auch in sich selbst. Und da die Erfolge immer deutlicher wurden, da dieses Volk noch nie so viel Schulen, Universitäten, Kinderheime, Kliniken usw. für seine eigenen Kinder gekannt hatte, da es ferner selbst eine langsam steigende Besserung seines Lebensstandards feststellte, konnte und wollte

es das kommunistische System nicht als Feind Nr. 1 bezeichnen. Die Staatspolizei? Das plötzliche Verschwinden von Nachbarn? Sibirien? Darüber denkt ein Volk nicht lange nach, das dies alles seit Jahrhunderten kannte. Unter den weissen Zaren war es auch nicht viel anders. Gewiss wurde das Volk nicht in seiner Gesamtheit kommunistisch, zählt doch noch heute die kommunistische Partei nur ein kleiner Bruchteil der 200 Millionen, aber es folgte ihr, wie es den Zaristen auch gefolgt war.

Und trotzdem war dieses Folgen ein anderes. Immer von neuem wurde dem Volk gesagt, dass diese neuen Errungenschaften «ihm» gehörten und nicht irgendwelchen Grossen, oder den verabscheuungswürdigen Kapitalisten. Der Kommunismus, der dies alles geschaffen und das Volk von den Blutsaugern und dem Kapitalismus befreit habe, er habe es um des Volkes willen getan, um sein Elend zu mildern, um ihm Glück und Freude zu geben. Und in der Tat: konnte früher ein einfacher Volksmann in ein Theater, ein Konzert gehen, sich ein Ballet ansehen oder das Kino besuchen? Konnte er seine Kinder so in die Schulen, ja auf die Universitäten schicken? Wurde er jetzt nicht überall als Kamerad angesprochen? Wer wollte, wer konnte leugnen, dass sich etwas Grundlegendes geändert hatte? Die anderen Völker des Westens würden unendlich viel besser leben, einen wesentlich höheren Lebensstandard haben? – Was macht eine solche Propaganda auf Menschen aus, die, so lange sie denken konnten, so lange sie die Erzählungen ihrer Vorfahren im Ohr hatten, auch nie entfernt so gelebt hatten wie jetzt? Mussten nicht selbst internationale Studienkommissionen zugeben, dass beim gleichen Fortschritt das russische Volk in 10 Jahren ebenso gut leben würde wie z. B. heute die Franzosen?

Wir zeichnen absichtlich grob, damit man sich diese massenpsychologische Wirkung und ihre neu geschaffene Atmosphäre mit allem nur möglichen Ernst vorstellen kann. Man wird dann erfassen, welche Bedeutung sie nach dem zweiten Weltkrieg durch den enormen Zuwachs von Macht erhält. Die Macht wirkte noch auf jedes Volk mit einer ausserordentlich suggestiven Kraft. Wenn dieses Volk nun weiss, dass es gesiegt hat, dass es das grösste Heer, die meisten Flugzeuge besitzt, dass es die Atom- und die Wasserstoffbombe, mit denen es von den «andern», namentlich von Amerika, bedroht wird, auch besitzt, dann darf man sich nicht wundern, dass sich hier eine Kraft bildet, die weit über irgendeinen «...ismus» hinausgeht. Gegenüber einer solchen Entwicklung, gegenüber dem immer wieder eingehämmerten Gedanken der grössten Weltmacht, gegenüber dem Bewusstsein, dass 500 Millionen chinesischer Kommunisten mit ihm verbündet sind, ist alles, was man dem russischen Volk, oft mit der ungeschicktesten Propaganda der Welt, entgegenhält, nichtig. Doppelt und dreifach als die Kirche, die jetzt wieder mit grösserer Selbstsicherheit auftritt, wird die kommunistische Regierung in jeder Weise in ihrer Propaganda unterstützt.

Wir sehen also auch hier ein Volk von 200 Millionen Menschen, das durch die beiden Weltkriege geformt und sich seiner Macht bewusst wurde; dass auch hier durch massenpsychologische Behandlung, durch Massensuggestion und den nicht wegzuleugnenden Erfolg des Staates auf allen Gebieten ein gemeinsamer, nationaler Wille entstand. Und wir sehen auch hier, dass die Massen unter der ständigen Suggestion eines Todfeindes gehalten werden. In Amerika heisst er Kommunismus, in Sowjetrussland Amerikanismus oder amerikanischer Kapitalismus, und in beiden Ländern richtet man seine ganze Politik nach dem jeweiligen Todfeind.

Scharf aber soll an dieser Stelle betont werden, dass mit dieser Gegenüberstellung kein Werturteil gesprochen wird, bzw. dass für uns nicht das eine dem andern gleichgestellt werden soll. Es soll lediglich die unzweideutige Tatsache zweier Fronten festgestellt werden, die beide aus denselben Weltkriegen entstanden und beide durch massenpsychologi-

sche, propagandistische Mittel ihren jeweiligen Völkern die eminente Gefahr eines Todfeindes zum Bewusstsein brachten.

Europa

Ausgenommen eines Volkes, auf das wir noch zurückkommen, sind die europäischen Nationen zu individualisiert, zum Teil zu sehr «Persönlichkeit», um den massenpsychologischen Mitteln und der Massensuggestion zu erliegen. Nicht, dass die moderne Propaganda mit ihren gewaltigen Mitteln keinen Einfluss auf sie haben würde, so dass sie für eine gewisse Zeit von ihr mitgerissen würden. Aber damit dies gelingt, muss über allem ein positives, über den Dingen und Menschen liegendes Ideal, wie die Freiheit, die christliche Zivilisation, das Vaterland als geistige Persönlichkeit, im Vordergrund stehen. Ein blosses «gegen», das in einem gewissen Sinne immer ein Negativum ist, genügt da nicht. Bei allen Kriegen, die im Laufe der Geschichte zwischen diesen europäischen Nationen stattfanden, riss sich nie ein unüberbrückbarer Abgrund auf; ja selbst ein augenblicklicher Hass verflackerte nach kurzer Zeit. Irgendwie hatte die eine Nation vor der anderen Achtung, ganz gleichgültig, unter welchem politischen System sie lebte. Was man in dieser Hinsicht zu sehr vergisst, ist, dass vor dem Entstehen jedwelcher europäischen Nation die Antike, und vor allem das römische Reich den Bauplatz dafür absteckte und das Christentum und seine Kirche den Boden dafür vorbereitete. Damit aber auch den Begriff der Freiheit und der Freiheit der Persönlichkeit schuf. Der individualistische Zug geht durch alle europäischen Nationen, von denen jede ihr eigenes Gesicht hat. Wenn es heute so schwer fällt, diese Nationen in den politischen Begriff «Europa» zu einen, so nicht, weil dadurch die Aufgabe dieses oder jenes Souveränitätsrechtes verlangt wird, sondern aus Furcht, eben dieses eigene «Gesicht» zu verlieren. Auch hier geht es also letzten Endes um ein geistiges Prinzip.

Dadurch aber entstand trotz aller nahen Verwandtschaft mit dem jungen Amerika, trotz seiner heroischen Hilfe während des letzten Weltkrieges, trotz seiner, über alles Lob erhabenen karitativen Hilfe nach dem Krieg, ein sich immer schärfer bemerkbar machender geistiger und dadurch politischer Gegensatz, der wie ein Alpdruck auf dem weltpolitischen Geschehen liegt. Warum? Weil der europäische Geist von Anbeginn daran gewöhnt ist, zu differenzieren: er kann nicht blockmässig denken, sondern unterscheidet. Er geht individualpsychologisch und nicht massenpsychologisch vor. Auch der Europäer sieht im Kommunismus eine Lebensgefahr. Aber dabei denkt er viel weniger an dessen Machtapparat, durch den Europa vielleicht vernichtet werden könnte, als an dessen politisches Diktatorialsystem und an dessen völlige Ausschaltung der freien Persönlichkeit. Er unterscheidet zwischen dem Kommunismus als System und dem Kommunisten als Mensch. Für den Europäer steht der einzelne Mensch im Vordergrund, nicht aber irgendein «System». Hat er nicht schon viele «Systeme» gesehen? Sie alle verschwanden – der Mensch aber blieb. Und dieser Mensch ist für ihn immer der Träger einer Geistigkeit, die nur von ihrem eigenen Boden, ihrem Klima, der geschichtlichen, zivilisatorischen und politischen Entwicklung verstanden, erzogen und eventuell verwandelt werden kann. Nie von aussen!

Darüber hinaus ist der Kommunismus für den Europäer, wie der Erzbischof von Paris, Kardinal Feltin, sagte, eine soziale Tatsache. Diese ist aber nicht durch einen Gewaltakt aus der Welt zu schaffen, sondern nur auf dem sozialen, also auf dem geistigen Weg. Man kann vielleicht den Kommunismus als Machtinstrument zertrümmern, wird aber damit nur erreichen, dass er durch das dadurch geschaffene Elend in der ganzen Welt als soziale Tatsache einen nicht mehr zu begrenzenden Umfang annimmt. Kurz: der Europäer nimmt den Kommunismus als eine Tatsache hin, will und wird sich gegen

deren Lebensgefahr mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln schützen, weiss aber aus eigener, bitterer Erfahrung, dass die Macht als solche das Problem nicht lösen kann. Er sieht daher im Gespräch das einzige Mittel, um zu einem *modus vivendi* zu kommen. Das Aufstapeln von Atom- und Wasserstoffbomben mag eine Notwendigkeit sein, wichtiger scheint dem Europäer aber, diesen weltzerstörenden Mitteln ein weltaufbauendes Denken an die Seite zu stellen. Was dabei aus den «Systemen» und ihren geistigen, wie materiellen Grundlagen wird – wer kann dies heute voraussagen? Sie können zugrunde gehen; sie können über sich hinauswachsen; sie können sich gegenseitig angleichen – alles ist möglich, da dem Menschen alles möglich ist, nie aber einem System. Sicher ist lediglich eines, dass dem Christen geboten wird, Gott die Ehre zu geben und den Teufel zu bekämpfen. Wo? Bei sich!

Adlai Stevenson sagte in dem bereits zitierten Artikel: «Die grösser werdende Unabhängigkeit Europas darf nicht mit dem Antiamerikanismus oder gar dem Neutralismus verwechselt werden. Stolz und Patriotismus sind keine negativen Faktoren, wohl aber Symptome einer robusteren, nationalen Gesundheit.» Das ist richtig gesehen. Nicht aus Schwäche, sondern aus dieser robusteren Gesundheit will sich Europa nicht in die massenpsychologischen Erwägungen und Propaganden hineinziehen lassen, sondern versuchen, die Synthese zwischen den beiden Weltmächten zu finden, die nur eines kennen: den Todfeind. Eine europäische Nation ist dagegen für Massensuggestionen sehr empfänglich: die deutsche. Mehrere Male wurden sie ihr schon zum Verhängnis und damit leider auch Europa. Dabei wird man nicht übersehen dürfen, dass seine, an sich extrem-individualistische, Veranlagung aus einem Instinkt der Selbsterhaltung heraus von jeher nach einer willensstarken Persönlichkeit, einem «Führer» – um dies so in Misskredit gekommene, schöne Wort zu nennen – suchte, der seine Wünsche und seine Sehnsucht nach nationaler Geschlossenheit verkörperte. Nicht umsonst findet man nur in der deutschen Sprache die Worte «Gefolgschaft» oder «Mannestreue», die beide nicht übersetzt werden können. Und nicht von ungefähr erhielt innerhalb der deutschen Völker das Preussentum eine so überragende Stellung, dessen Fundament der Staatsgedanke und die ihm zur Seite stehende Macht war. Warum bestand denn der ständige, mehr oder weniger freundliche Gegensatz zwischen Preussen und Bayern? Weil es die beiden einzigen, wirklichen deutschen Staatsvölker waren, deren Staatskonzeption allerdings verschiedenen geistigen Ursprung hatte. Wie dem auch sei: auch in diesem Fall wurde, wie so oft, der schwächere, romantischere Teil der deutschen Völker von dem harten, vorwärtsstürmenden Willen des Preussentums angezogen. War es da ein Wunder, dass eine, wenn auch einseitig geniale Persönlichkeit wie Bismarck, von der ganzen deutschen Nation verehrt wurde, er, der wieder ein «Reich» schuf und es als Machtfaktor ersten Ranges wie einen Speer in den zitternden Körper eines sich suchenden Europas warf? Diese deutsche Nation, die jetzt wieder durch einen neuen, wahrhaft Europa zugekehrten Führer, diesem als Gleiche unter Gleichen zugeführt werden soll, wird sie wieder Massensuggestionen erliegen? Die Frage ist insofern berechtigt, als Deutschland die einzige Nation der EVG ist, die von Sowjetrußland etwas zu fordern hat und daher der Versuchung am meisten ausgesetzt ist, diese Forderungen, koste es was es wolle, durchzusetzen. Sie ist aber auch, von hier aus gesehen, diejenige Nation, die im Rahmen der amerikanischen Weltpolitik einen ersten Platz einnimmt, um gleichzeitig vom Kommunismus her, als der gefährlichste europäische Gegner, mit besonderem Misstrauen, ja Furcht, beobachtet zu werden. Deutschland würde daher als *leader ship* Europas, als den es von Amerika gerne gesehen würde, trotz seines weitsichtigen Staatsmannes am wenigsten geeignet sein. Wird es die notwendige Selbstbescheidung aufbringen, um all diesen seinen und damit europäischen Gefahren zu entgehen?

Amerika - Sowjetrußland - Europa! Sie stehen heute vor einer ungeheuren Verantwortung. Sie mit alten diplomatischen Mitteln lösen zu wollen, sich gegenseitig «Bedingungen» zu stellen, bevor man sich an einen Tisch setzt, sich gegenseitig Moralpredigten zu halten, oder mit grossen propagandistischen Mitteln die eine Hälfte der Welt gegen die andere aufwiegen zu wollen, alles dies und noch manches mehr ist dem Atom-

zeitalter nicht mehr gewachsen. Wenn man sich aber gegenseitig die ungeheuren Verheerungen, das unbeschreibliche Elend klar macht, die eine Machtausinandersetzung mit diesem Mittel in der ganzen Welt hervorrufen würde, dann sollte man auch die Wege finden, die, von modus vivendi zu modus vivendi, es ermöglichen, das Atom seiner eigentlichen Bestimmung zuzuführen: dem Wohle der ganzen Welt.

H. Schwann

Bücher

Ingrim Robert: Die Rettung Deutschlands. Droste Verlag, Düsseldorf. 1952. 159 Seiten.

Das Buch bietet eine sehr entschiedene Verteidigung der Aussenpolitik Adenauers. Ingrim verfehlt nicht, neben dem Hinweis auf die Bedürfnisse, Möglichkeiten und Grenzen Deutschlands, gleichzeitig auch das Interesse Europas in der ganzen Angelegenheit klar zu machen.

Der Stil ist von metallener Klarheit und Energie, voll funkelnder Sätze und wohlgeschliffener politischer Maximen, wenn auch in diesem Zusammenhang allzu apodiktisch und simplifizierend.

Besonderen Eindruck hat dem Rezensenten das letzte Kapitel über Polen gemacht. Mit allem Nachdruck wird hier auf den Verrat hingewiesen, der von den Westmächten an diesem Volke verübt worden ist, und der es erneut einer grausamen Besetzung und Vergewaltigung hilflos und beinahe lautlos ausgeliefert hat. Einer Vergewaltigung, die (wie nun einwandfrei auch durch die amerikanische Senatskommission festgestellt ist) mit der Hinrichtung von 15 000 Offizieren im Walde von Katyn, bei Charkow und anderswo ihren Anfang nahm. Man überlege: 15 000 Mann aus der Elite eines kleinen Volkes, einfach gemein und wehrlos hingerichtet! Dieses Blut schreit noch um Sühne. Nicht zu Unrecht weist Ingrim immer wieder in seinen Publikationen - auch für die Amerikaner - darauf hin, welcher Fehler nach dem ersten Weltkrieg durch die Zerstörung der Donaumonarchie gemacht und wie teuer dieser Fehler von den Westmächten bezahlt worden ist: der Verrat, das Verbrechen an Polen, dieses Puffers zwischen Deutschland und Rußland, zwischen dem Westen und dem Osten, könnte dieselben Folgen haben. - Mit Erschütterung und geheimem Grauen denkt der Katholik daran, dass bei der Zerstörung des Donaureiches nicht nur politische, sondern religiöse (oder besser antireligiöse) Momente ausschlaggebend mitgespielt haben, weil manchen der damals bestimmenden Männer eine katholische Monarchie ein besonderer Dorn im Auge war. Und man wird den Verdacht nicht los, dass beim katholischen Polen ähnliche Momente mitgespielt haben könnten... J. Dd.

Neu-Auflagen

Der Erich-Wewel-Verlag, Freiburg i. Br., hat eine Reihe wertvoller Neuauflagen herausgebracht. Es sind darin vor allem zu nennen:

Pascher Joseph: Eucharistia. 1953, 392 Seiten.

In dieser 2. verbesserten Auflage wird die Grundlinie der Eucharistie-Erklärung festgehalten, nämlich, dass diese in erster Linie nicht Opfer, sondern Mahl sei, freilich ein Mahl, zu welchem «der konsekrierende Tischsegen» wesentlich gehört. Der Aufbau der Messe und ihre Einzelheiten werden von dieser Grundlinie aus erklärt und gewürdigt.

Vom gleichen Verfasser ist die Schrift: **Inwendiges Leben in der Werkgefahr** (1952, 141 Seiten) in zweiter Auflage erschienen. Die Grundthese lautet: Die wichtigsten religiösen Akte des Menschen sind nicht Werke, sondern Lebensfunktionen. So richtig die Betonung des Lebens und des Lebendigen auch sein mag, ist doch nicht voll ersichtlich, warum die «Werkgefahr» so sehr betont wird. Denn schliesslich sind alle geistigen Akte menschlichen Denkens und Wollens als bewusste Akte etwas Lebendiges. Leben und Werk sind keine Gegensätze, sind beim Menschen im Grunde genommen auch nicht einmal wesentliche Verschiedenheiten. Das Werkhafte wird erst dort religiös bedenklich, wo der Mensch es als Verdienst registriert und sich darauf vor Gott und sich selbst etwas einbildet.

Köstlich ist die 3. Auflage des **Dialogus de Deo abscondito** des grossen **Nikolaus von Kues** (1952, 52 Seiten). Der Text wird lateinisch und deutsch geboten und bildet eine Rechtfertigung der negativen Theologie mit ihrer These, dass man von Gott mehr nicht wisse als wisse. Wenn die Formel des Kusaners auch gelegentlich etwas überspitzt klingt, zwingt sie doch zum Nachdenken und weckt die Ehrfurcht vor dem verborgenen Gott, der grösser ist als die Begriffe unseres Begreifens.

Und schliesslich ist die Schrift von **Hans Herrmann: Glanz des Wahren**, von Wesen, Wirken und Lebensbedeutung der bildenden Kunst, in einer schönen und vermehrten 3. Auflage herausgegeben. Sie bietet vor allem denen Anregung, welche andere ins rechte Verständnis des Schönen einzuführen haben, sei es in der Schule oder in kunstgewerblicher Arbeit, oder in volkserzieherischer Tätigkeit. R. G.

Neuerscheinungen

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Haag Herbert: Bibel-Lexikon, Lieferung 4. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, 1953. Einzellieferungen Fr. 11.-, Gesamtwerk (8 Lieferungen) bei Vorauszahlung Fr. 80.-.

de Lubac Henri: Paradoxe des gelebten Glaubens. Verlag L. Schwann, Düsseldorf, 1950. 70 S., DM 3.50.

Magie des Extrêmes (Etudes Carmélitains). Desclée de Brouwer & Cie., 1952. 224 Seiten, kart.

Marie - France: Zärtliche Mütter. Rex-Verlag, Luzern, 1953. 118 S., kart. Fr. 4.90.

Pieper Josef: Philosophia Negativa. Hochland-Bücherei im Kösel-Verlag, München, 1953. 104 S., kart. DM 3.80.

Reiners-Ernst Elisabeth, Dr.: Die Gründung des Bistums Konstanz in neuer Sicht. Verlagsanstalt Merk & Co. KG, Konstanz, 1953. 36 Seiten.

Ringel E. / van Lun: Die Tiefenpsychologie hilft dem Seelsorger. Seelsorger-Verlag im Verlag Herder, Wien, 1953. 146 S., kart. Fr. 4.-.

Schnackenburg Rudolf: Die Johannesbriefe (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Bd. XIII, Faszikel 3). Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. 320 S., Leinen Fr. 25.15, brosch. Fr. 21.75. Subskriptionspreis Leinen Fr. 22.30, brosch. Fr. 19.50.

Schumann Friedrich Karl: Europa in evangelischer Sicht. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart, 1953. 164 S., engl. brosch. DM 5.80, Ganzleinen geb. DM 7.20.

Stillhart Alkuin: Die Rechtspersönlichkeit der klösterlichen Verbandsformen. Universitäts-Verlag, Fribourg, 1953. 241 Seiten, broschiert.

Summa Theologica. Deutsche Thomas-Ausgabe, Bd. 18: Recht und Gerechtigkeit. Kommentiert von A.-F. Utz, OP. Verlag Styria, Graz, 1953. 640 S., Leinen Sch. 149.40, für Subskribenten Sch. 125.40.

Thibon Gustave: Bestimmung des Menschen. Verlag L. Schwann, Düsseldorf, 1949. 71 S., DM 3.50.

Vénard Théopane: Käfigbriefe. Bekenntnisse vor seiner Hinrichtung zu Hanoi in Tongking 2. Februar 1861. Verdeutsch und erläutert von Willy Stadler. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. Oktav 72 S., Pappband Fr. 3.35. Reihe «Zeugen des Wortes».

Weissenrieder Benedikt: Die Schulhoheit. Grundlagen und Ausgestaltungsformen des staatlichen Schulrechts. (Band 7 der Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat.) Universitäts-Verlag, Freiburg/Schweiz, 1953. XXX und 310 S., Fr. 18.70.

«Wer in biblischer Mariologie mitreden will, muss gelesen haben» (P. Back, CMF, Frankfurt/M.)

MARIA IM ERDENLEBEN

Neutestamentliche Marienstudien von *Paul Gaechter*
260 Seiten, s.Fr. 12.—

denn «für korrekten Marienkult und für die Kontroverse mit dem Protestantismus ist mit diesem verdienstlichen Werk eine feste Basis geschenkt».

Religion und Weltanschauung, Rosenheim.

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Im Marianischen Verlag d. V. A. Tyrolia, Innsbruck

Verbilligte Bücher

Der «Literarische Ratgeber» 1953/54

Ein nützliches Orientierungsmittel für alle Bücherfreunde, Das einzige kritische Organ auf katholischer Seite. 1200 Rezensionen, von wirklichen Sachkennern geschrieben. DM 1.—

Dr. August Vezin: Das Evangelium Jesu Christi

Romano Guardini nennt dieses Werk eine wohlüberlegte und begründete «Harmonie» der Evangelien und der Apostelgeschichte in einer wunderbaren Sprache. Unschätzbar sind die Erläuterungen.

430 Seiten mit 1 Karte von Palästina und 1 Plan von Jerusalem, Register, Zeittafeln, synoptischer Inhaltsübersicht, Halbleinen früher DM 12.—, jetzt DM 3.85

Die Madonna in der Malerei

Die grössten Meister der abendländischen Malerei. 64 Seiten mit 60 erstklassigen Kupfertiefdrucktafeln und einer sachkundigen Einführung, in gediegenem Einband nur DM 2.95

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung

Heidelberg - O, Schliessfach 140

Photoapparate - Reparaturen

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse —
Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen —
Totalrevisionen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Jetzt Revisionen und Synchronisationen!

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien - Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—

Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kompar Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Mostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien - Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

FRANZ HILLIG S. J.

Entdeckungsfahrt im Alltag

156 S., Ganzleinen mit Schutzumschlag, DM 5.80

Es gibt heute viele dunkle Bücher. Kann man den Dichtern einen Vorwurf machen? In der Dichtung spiegelt sich das Leben. Aus ihr schreit, verdichtet, die Not der Zeit. Der moderne Mensch ist ein Mensch der Angst. Er kommt aus den Sorgen nicht heraus. Alle Illusionen sind uns zerschlagen. Wir haben mit Grauen gesehen, wessen der Mensch fähig ist. Darum hat der keinen leichten Stand, der von Lichtern erzählen will. Wir glauben heute leichter an das Böse als an den hellen Schein der Güte. Und doch gibt es das Licht! Hillig findet seine Lichter auf Entdeckungsfahrten im Alltag. Er erzählt Geschichten — wahre Begebenheiten — die die Dunkelheit des Alltags hell machen; Geschichten, die jeder an jedem Tag erleben kann. Das Herz muss nur wach sein. Die Sternstunden des Lebens sind selten. Der Alltag dagegen ist uns nahe. Wer den Alltag versäumt, versäumt sein Leben. Aber wer im Alltag hie und da ein Licht entdeckt, dessen Leben wird heller. Um dies zu zeigen, wurden diese Erzählungen niedergeschrieben.

Bezug durch den Buchhandel

ECHTER-VERLAG WÜRZBURG

Jetzt stark verbilligt

FERDINAND STROBEL

Zur Jesuitenfrage in der Schweiz

191 Seiten, jetzt nur noch Fr. 3.50 broschiert
Fr. 4.50 gebunden

Lieferung nur solange Vorrat!

Ich bestelle bei der NZN-Versandbuchhandlung,
Holbeinstrasse 26, Zürich 8:

..... Ex Strobel, Jesuitenfrage geb./brosh.

(Nichtgewünschtes streichen)

Name:

Adresse:

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich